

„Vergangenen Mittwoch waren es acht Tage,“ begann der Bursche, „da kam ich mit meiner Fiedel von Tundladers her —“

„Wer bist du? Wo wohnst du?“ unterbrach ihn Eugenie.

„Nirgends,“ antwortete der Bursche und zeigte lachend seine weißen Zähne, „ich bin der Geigenfiedel und ziehe mit den böhmischen Musikanten umher, jetzt mache ich aber allein Musik.“

„Weiter, weiter,“ drängte Eugenie, der die Auskunft schon zu lange währte.

„Es war spät geworden,“ fuhr Geigenfiedel fort, „es waren noch Gäste dagewesen und ich hatte ein paar Pfennige verdient, nun lief ich aber was ich konnte die Elbe hinunter, ich dachte in der Saloppe noch ein Nachtlager zu finden. Ich war aber noch gar nicht weit gegangen, da hörte ich Schritte als ob einer leise und ein paar andere ihm auf den Fersen wären, da wurde mir angst und ich kroch hinter die großen Eichen, die am Wege stehen, ach und da sah ich, liebe, liebe Dame, ich kann's gar nicht sagen, was ich sah!“

„Sprich!“ gebot Eugenie mit hoher Stimme und unruhig rollenden Augen.

Der Knabe wich einen Schritt zurück und erzählte weiter: „Zuerst sah ich eigentlich gar nichts, denn es war sehr finstern, aber mein Auge ist scharf und das Sehen in der Dunkelheit gewohnt. Ich erkannte einen großen, schwächigen Herrn, der einen weiten Mantel und eine spitze Mütze auf dem Kopfe hatte, er lief, als ob es ums Leben ginge; es war auch so, aber es half dem armen Manne nichts, sie holten ihn doch ein.“

„Wer?“ fragte Eugenie in heiserem Ton.

„Zwei Männer mit kohlschwarzen Gesichtern und dunklen Bärten. Sie warfen sich auf den Herrn, der sich wehrte und um Hilfe schrie, es half ihm aber nichts, sie stopften ihm ein Tuch in den Mund, banden ihm Hände und Füße, dann durchsuchten sie seine Taschen und ich hörte, wie der eine zu dem andern sagte: Das werden wohl die Papiere sein!“

„Ha!“ schrie Eugenie auf, „sollte er die unglücklichen Dokumente doch bei sich getragen haben! Und du konntest das ruhig mit ansehen? Du kamst ihm nicht zuhülfe!“ fügte sie vorwurfsvoll hinzu.

Geigenfiedel erhob flehend die Hände und bat in weinerlichem Tone: „Liebe, liebe Dame, seien Sie doch nur nicht böse und thun Sie mir nichts, was sollte ich schwacher Bursche denn gegen die beiden riesenstarken Schwarzen ausgerichtet haben? Sie hätten mich ja auch ins Wasser geworfen.“

„Sie warfen ihn in die Elbe?“ kreischte Eugenie.

„Ja, sie schnürten ihn in ein Tuch und warfen ihn wie ein Bündel ins Wasser, daß ich's hoch aufklatschen hörte. Ich dachte, ich müßte vor Furcht und Entsetzen vergehen und wagte kaum Luft zu holen.“

„Und dann?“

„Ja, dann saßen sie noch am Wasser und paßten auf, ob er wieder zum Vorschein käme, haben sie da nun zehn Minuten oder zwei Stunden gesehen, ich weiß es nicht, ich war vor Angst wie von Sinnen. Als sie endlich fortgingen, wartete ich noch eine Weile und dann kroch ich hervor und lief, so weit mich meine Füße nur zu tragen vermochten, ich dachte immer, die Verfolger kämen hinter mir drein. Als der Tag anbrach, sah ich, daß ich in Bachwitz war, da kroch ich auf einen Heuboden und schlief ein.“

Eugenie fragte nicht weiter, sie war in sich zusammengeknien und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, statt ihrer setzte der Baron das Examen fort: „Warum machtest du nicht sogleich Anzeige von dem Vorfall?“

Geigenfiedel schüttelte den Kopf, schnitt ein dummpfiffiges Gesicht und sagte: „Weil ich mich fürchtete.“

„Und nun bist du doch mit der Sprache herausgegangen.“

„Um.“ schnunzelte Fiedel, „man möchte doch auch gern ein Stück Geld verdienen; im Krüge zu Pillnitz haben sie das Blatt vorgelesen, wo die Belohnung ausgeschrieben stand, für den, der angeben kann, wo ein Professor in der und der Nacht geblieben ist. Ich sann nach, die Zeit stimmte, der Ort auch, und halt, dachte ich, das ist was für dich.“

„Wieso kamst du aber zu mir? Die Bekanntmachung ging doch von der Polizei aus?“

„Mit der mochte ich nichts zu thun haben, und die Leute im Krug meinten auch, das wäre eine dumme Geschichte, man würde festgehalten und bekäme das Geld am Ende doch nicht; da sagte einer: Ich wüßte es schon schlauer anzustellen, ich ginge zu Seibels oder zum Baron Seldenberg, der sehr gut Freund mit ihnen ist, da bekäme ich das Geld und brauchte nicht auf die Polizei. Das habe ich mir gemerkt, ging nach Dresden, habe den Herrn Baron aufgesucht, und der hat mich hierher gebracht. Nun habe ich alles gesagt, und nun geben Sie mir das Geld und lassen Sie mich fort,“ fügte er beinahe trotzig hinzu.

„Geben Sie ihm das Geld, schicken Sie ihn fort, Baron,“ schrie Eugenie auf, „ich kann ihn nicht mehr sehen! Schaffen Sie ihn mir aus den Augen!“ Sie sah fürchtbar verstört aus; — von einem panischen Schrecken erfaßt, wandte Geigenfiedel sich um und stürzte aus dem Zimmer. Auf der Schwelle trat ihm Max entgegen, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Komm mein Sohn, jetzt möchten wir erst einmal ein paar Worte miteinander reden.“

Der Bursche stieß einen Schreckensschrei aus und machte Miene, sich loszureißen und davonzulaufen, der Baron, der ihm gefolgt war, warf ihm aber einen strengen Blick zu und sagte in befehlendem Tone: „Gehorche dem Herrn und gib Rede und Antwort, er gehört nicht zur Polizei, sondern ist der Besitzer dieses Hauses.“

Der Bursche nickte, als habe er mit der letzten Aeußerung eine ausreichende Erklärung erhalten, ließ sich von Max in das ehemals von dem alten Herrn Seibel bewohnte Zimmer führen und erzählte hier haarklein dieselbe Geschichte, die er Eugenie berichtet hatte, und ließ sich auch durch keinerlei Zwischenfrage irre machen oder in Widersprüche verwickeln.

„Befomme ich nun das Geld und kann ich meiner Wege gehen?“ fragte er wiederum, nachdem er seine Erzählung beendet hatte.

„Versteht sich,“ antwortete der Baron, Max heimlich zuwinkend, „möchtest du aber nicht erst etwas essen? Der Herr hier erlaubt es gewiß, daß man dir in der Küche eine Mahlzeit vorsetzt.“

„Gewiß,“ antwortete Max, „gehe hinunter in die Küche und laß dir etwas geben, nachher kannst du gehen, wohin du willst.“

Der Bursche ließ sich das nicht zweimal sagen und eilte in die Küche, wo man ihm ein reichliches Maöl austrug.

„Wir müssen ihn zutraulich machen,“ sagte der Baron, „und zusehen, daß wir ihn mit guter Manier mit nach Dresden und zur Polizei bringen, denn er ist schon wie eine Katze und geht uns durch, ehe wir es uns versehen. Am besten ist es, Sie nehmen ihn in Ihrem Wagen mit und nich dazu, denn ich bin zu Fuß herausgekommen.“

Max erklärte sich bereit, ging in die Küche, um dem Knaben zu sagen, er könne mit ihm fahren; Fiedel nahm, mit beiden Backen kauend, voller Freude den Vorschlag an. Max raunte der Köchin noch zu, sie möge ein wachsameres Auge auf den Burschen haben, und ging dann hinauf, um einen Augenblick nach Eugenie zu sehen, welche er ganz in Thränen aufgelöst fand. Malwine und Martha waren um sie beschäftigt, und die erstere erklärte ihrem Gatten, sie werde in Loßwitz bleiben.

er möge mit dem Baron und Geigenriedel nach Dresden fahren: und wenn er des Letzteren Vernehmung bei der Polizei bewirkt habe, zurückkommen und sie abholen.

Max war damit einverstanden und ließ anspannen, als man aber Geigenriedel aus der Kirche herbeirufen wollte, war der Durchsche nicht zu finden.

Ganz bleich vor Schreck starrte die Köchin nach der Stelle, wo er, wie sie behauptete, vor wenigen Minuten noch gesessen hatte; sie betrauerte sich und versicherte, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen, der Knabe müsse sich unsichtbar gemacht haben und durch den Rauchfang gefahren sein, denn zur Thür sei er nicht hinausgegangen, das wisse sie bestimmt.

Wie Geigenriedel hinausgekommen war, blieb ein ungelöstes Räthsel, die eine Thatsache nur stand unumstößlich fest, er war fort und nirgends aufzufinden.

So große Mühe sich Seibel und der Baron gaben, so viele Leute sie nach den verschiedensten Seiten ausandten, der Knabe war spurlos verschwunden und ward auch in den folgenden Tagen auf keinem der umliegenden Dörfer gesehen, obgleich der Geigenriedel eine bekannte und bei den Bauern und Winzern wohlgelittene Persönlichkeit war. Das Zeugniß, das man ihm überall ertheilte, schlug eben Verdacht nieder, er könne an dem Morde des Professors theilhaftig gewesen sein, ebenso undenkbar war es aber auch, daß er sich die Geschichte erkonnen hatte, um Geld zu erpressen; er hätte doch sonst wenigstens abgewartet, bis er den Lohn für seine Aussage erhalten hätte. Die einzige Erklärung für sein Entweichen war, daß er, als er bemerkt hatte, man bewache ihn als richtiger kleiner Bagabond, aus Furcht, man könne seine Freiheit schmälern, schleunigst Fersengeld gegeben hatte und sich nun ängstlich verborgen hielt.

„Da hätten wir also noch einen Verschwundenen mehr,“ sagte Martha zu Max, als dieser eines Nachmittags nach Pöschwitz kam, um seine Frau abzuholen und ihr von den vergeblichen Versuchen berichtete, die gemacht wurden, des Geigenriedel habhaft zu werden.

„Wie nimmt Eugenie die Nachricht von seinem Verschwinden auf?“ erkundigte sich Max; er hatte die Cousine mehrere Tage nicht gesehen, denn sie befand sich infolge der großen Erschütterung, die sie gehabt hatte, recht unwohl und Martha und Malwine waren fast unausgesetzt mit ihr beschäftigt.

„Sie hat noch gar nicht wieder nach ihm gefragt und wir haben es vermieden, ihr von seinem Verschwinden zu erzählen, aber selbst wenn sie es erfährt, fürchte ich nicht, daß sie seine Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen und in den alten Wahn zurückfallen könnte, sie ist nun vom Tode des Professors überzeugt,“ antwortete Malwine.

„Ich zweifle nicht daran, daß der Durchsche die Wahrheit gesprochen hat,“ seufzte Martha, „die Beschreibung, welche er von dem Professor gab, war so genau bis auf die spitze Mütze, die er sich erst Tags zuvor gekauft hatte. Wollte ich auch annehmen, Seltenberg hätte ihm die ganze Geschichte eingebläutert, das konnte er nicht wissen.“

„Er war verreist, als der Mord geschah?“ fragte Malwine. „Wie er mit euch im Theater war, als der arme Onkel hier erschlagen ward,“ versetzte Martha. „Er versteht es besser, sein Mißi zu beweisen, als mein armer Kurt.“

„Martha, um Gotteswillen, du meinst doch nicht!“ — riefen Max und Malwine wie aus einem Munde.

„Daß Seltenberg den Professor ins Wasser geworfen hat —“ ergänzte Martha mit bitterem Aufschrei, „nein, das glaube ich allerdings nicht, aber ihr müßt zugeben, Korte's Verschwinden kommt ihm sehr gelegen; er hat sich Eugenie schon wieder unentbehrlich zu machen gewußt, und nun er sie davon überzeugt, daß ihr Verlobter nicht mehr lebt, wird er nicht säumen —“

„Du glaubst, er habe seine Absichten auf sie noch nicht aufgegeben?“ unterbrach sie Max erschrocken.

„Ein Mensch wie Seltenberg giebt nie einen Plan auf, den er einmal entworfen hat,“ versetzte Martha mit Bestimmtheit, „ein Drittel vom Gelde seines Freundes Seibel muß er wenigstens haben, das andere findet sich.“

„Er soll gar nichts haben!“ rief Max heftig mit dem Fuße stampfend, „hälft du es für möglich, daß Eugenie sich wieder von ihm umgarnen läßt?“

„Nicht für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich,“ erwiderte Martha, „ja, sie ist schon halb umgarnet, er hat es so

geschickt angefangen, daß der Schmerz um Korte und die Reue für ihn zusammenfließen.“

„Wunderbares, räthselhaftes Menschenherz!“ versetzte Malwine sinnend.

„Gütten wir sie doch lieber in dem Wahne gelassen, daß Korte noch lebt,“ murmelte Max an der Unterlippe nagend.

Es war dem Herrn Baron sehr darum zu thun, sie aus diesem Wahne zu reißen, bemerkte Martha, „der Geigenriedel kam ihm äußerst gelegen — und verschwand ihm ebenso gelegen,“ fügte sie halblaut hinzu.

„Und ich bleibe dabei, es ist doch besser, sie kennt die Wahrheit, als sie wiegt sich in trügerischen Hoffnungen ein,“ versetzte Malwine.

„Sei dem wie ihm wolle, Eugenie darf dem Baron nicht zur Beute fallen,“ sagte Max mit so großer Entschiedenheit, daß Martha ihn verwundert anschaute und lebhaft entgegnete: „Du scheinst deine Ansicht über ihn sehr geändert zu haben.“

„Meine Ansicht über ihn hat nie recht fest gestanden,“ erklärte der Vetter ehrlich, „nach und nach fängt er mir an bedenklich zu werden, wenn ich auch nicht so weit gehen mag, wie du, liebe Martha, ihn für alles, was uns geschieht, verantwortlich zu machen. Schließen wir ein Bündniß,“ fügte er dann schnell ablenkend hinzu, „wir wollen ihn von Eugenie und von uns so fern wie möglich halten.“

„Von ganzem Herzen bin ich dabei!“ rief Martha, in die dargebotene Hand einschlagend, „aber Vorsicht, Max, Vorsicht, ich sagte dir schon, Seltenberg giebt nicht so leicht einen Plan auf, den er einmal gefaßt hat, und ist nicht wäherlich in den Mitteln, zum Ziele zu kommen.“

„Reize ihn nicht, Max,“ bat Malwine, ihn umfassend, „Martha macht mich ganz bang.“

„Nun übertreibt ihr aber,“ lächelte der junge Mann, „wir wollen den Herrn mit seinen eigenen Waffen, Klugheit und ausgeübte Höflichkeit, schlagen.“

Es war mancherlei zusammengelommen, um das instinktive Mißtrauen, das Max Seibel immer gegen den Baron hegte, bald als berechtigt anerkannt, bald sich zum Vorwurf gemacht hatte, zur immer festeren Gewißheit werden zu lassen. Malwine's Erklärung, nachdem sie den Baron nur eine Stunde gesehen, daß sie ihn für einen gefährlichen Abenteurer halte, und die Gründe, welche die sein beobachtende Frau, die viele Jahre in der besten Gesellschaft gelebt, dafür anzuführen wußte, waren von großem Einfluß auf ihn gewesen, nicht minder machte es ihn aber stutzig, daß seit des Barons Eintritt in seine Familie Schlag auf Schlag düstere, räthselhafte Ereignisse gefolgt waren. Allerdings ließ sich keinerlei direkter Zusammenhang zwischen diesen Dingen und Seltenberg nachweisen, im Gegentheil erschien er bei vorurtheilsloser Prüfung ganz unbetheiligt daran, dennoch diente auch dies dazu, das seelische Grauen, das er dem jungen Seibel einflößte, zu verstärken. Nun nahm Max seine Tagebücher und Aufzeichnungen aus Italien wieder zur Hand und je mehr er sich an der Hand derselben in seine Erinnerungen vertiefte, desto deutlicher tauchte das Bild jenes kurländischen Edelmannes vor ihm auf, mit dem er einige male zusammengetroffen war und den er als Baron Seltenberg kennen gelernt hatte. Es war ein etwas schwefälliger, mächtig begabter Herr gewesen, der stammelte und trotz seiner Jugend schlüpfig war, dessen hartloses Gesicht aber noch mehr darauf schließen ließ, er sei blond gewesen. Erst bei einer späteren Begegnung in Sorrent hatte er neben ihm einen schlanken, brünetten Mann von einschmeichelnden Manieren wahrgenommen, den der Baron seinen Freund, Ernst Goldbach, nannte und der schnell eine große Herrschaft über ihn gewonnen zu haben schien. Wer dieser Goldbach eigentlich war, woher er stammte und was er trieb, darum hatte Max sich nicht gekümmert, es gab in Sorrent wahrlich bessere Unterhaltung, als der Herkunft und Lebensstellung der Reisenden nachzufragen; jetzt stand es bei ihm aber fest, — es war jener Goldbach, der hier junter dem Namen des Baron Seltenberg auftrat. Wie jemand, der sich im Nebel in einer ihm bekannten Gegend verirrt hat, bei Sonnenschein gar nicht begreift, wie ihm das Begegnen konnte, so wunderte sich der junge Seibel jetzt, daß er sich hatte täuschen lassen oder vielmehr sich immer wieder eingeredet hatte, sein Gedächtniß täuschte ihn und verwebe Dinge, die nichts mit einander gemein hatten.

(Fortf. folgt.)

## „Friedel.“ Eine Weihnachtserzählung.

Frei nach dem Englischen von  
Elise Reichmann.

Doch Friedel ließ sich nicht trösten; er weinte und klagte so lange, bis er ganz krank war. Für ihn war die Verstorbene, die er niemals wirklich gekannt, von der ihm die Amme aber nur zu bereitwillig alles erzählt hatte, was sie von ihr wußte, ein Gegenstand fast leidenschaftlicher Verehrung geworden. Er hatte ihre liebliche Gestalt mit allem Zauber umkleidet, den seine kindliche Einbildungskraft zu schaffen vermochte, bis die todte Mutter ihrem Knaben mehr, weit mehr geworden war, als manche lebende ihren Kindern ist.

Oft, wenn der Knabe abends in seinem Bette lag und die Augen geschlossen hielt, glaubte er zu fühlen, daß sie den Arm um ihn legte; und einmal, vor Jahren, als er noch viel kleiner war und draußen eben der erste Schnee fiel, hatte ihn die Amme zu ihrem Entzücken dabei betroffen, wie er mit seinem Bettchen im Arme nach dem Kirchhof wandern wollte, „weil“, wie er ihr erklärte, „die lieben Engeln, die für so viele Tode sorgen müßten, gewiß vergessen hätten, der armen Mutter eine Decke zu geben.“ Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß des Kindes Herz sich zornig gegen den Gedanken auflebte, eine Fremde an Stelle der angebeteten Mutter zu sehen, und daß, als die Heißen den erblickten, sein kleines Gesicht von Stummer, Aufregung und Thränen so geröthet und entstellt war, daß die Amme mit Recht sein Aussehen „wahrhaft schrecklich“ nannte.

Sie selbst fühlte Mitleid mit dem Knaben, der eine Stiefmutter bekommen sollte, und sah mit Unbehagen der Ankunft der jungen Frau entgegen; denn sie hatte die frühere Herrin in ihrer Weise lieb gehabt und ihr schon in ihrer Mädchenzeit treu gedient.

„Und daß es gerade am Christabend sein muß, wo die ganze Welt so glücklich ist!“ jammerte der kleine Bursche von neuem als Erwiderung auf einen ihrer schwachen Trostversuche. „Es ist alles ganz gut, Amme; aber es kann nicht Gottes Wille sein, mir eine neue Mama zu geben! Der liebe Gott würde mich ganz gewiß nicht so unglücklich machen; aber der Teufel will es haben, du kannst es mir glauben Johanna!“

„O Friedel, das ist nicht hübsch!“ schalt die Amme. „Was weiß ein so kleiner Knabe, wie du bist, vom Teufel?“

„Er ist furchtbar böse,“ entchied Friedel voll Abscheu, „das weiß ich.“

Johanna gab kopfnickend die Wichtigkeit dieser Behauptung zu. „Und Gott ist furchtbar gut!“

„Gewiß, mein Lieber,“ bestätigte sie, froh, ihren kleinen Pflegling in eine mildere Gemüthsstimmung einklinken zu sehen.

„Nun also!“ fuhr das Kind triumphirend fort, mit der Miene jemandes, der den Kern der Sache erfaßt hat, — „wenn Gott so gut ist, warum läßt er dann einen Teufel sein?“

„Ja, in der That, warum? Viele Leute haben zu allen Zeiten und schon lange vor dem kleinen Friedel diese Frage aufgeworfen, ohne jemals eine befriedigende Antwort zu erhalten.“

Auch die Amme nahm als kluge Frau ihren Rückzug, indem sie bemerkte: „Kinder müssen nicht von Dingen sprechen, die sie nicht verstehen,“ und bot dann ihre ganze Beredsamkeit auf, Friedel eine günstigere Ansicht über „Stiefmütter“ beizubringen. Aber dieser führte ihr sogleich alle Geschichten, die er gehört, von Schneewittchen, Aschenbrödel und Frau Holle, als abschreckendes Beispiel vor und fuhr fort zu klagen und zu grollen, bis ihn die Glocke in das Wohnzimmer hinunterrief.

Die jetzige Frau Mendorff hatte sich nicht viel Sorge um ihren Stiefsohn gemacht. Sie war ein junges, anmuthiges, frohherziges Geschöpf, und wenn sich ja einmal ihre Gedanken zu dem Kinde, das, wie sie wußte, ihrem Manne aus erster Ehe geblieben war, verirrten, so malte sich ihre Phantasie einen hübschen, rothwangigen, blondlockigen kleinen Burschen aus, den lieb zu haben ihr nicht schwer werden könne, den sie zierlich kleiden und mit dem sie ausfahren würde, um allen Leuten zu zeigen, welch reizendes Verhältniß zwischen ihr und ihrem kleinen Sohne bestände.

Dieser finsterblickende Knabe jedoch mit den vom Weinen geschwollenen Augenlidern, der jetzt hereintrat, entsprach wenig dem Bilde, das sie sich von ihm entworfen; und als er jetzt auf das Geheiß seines Vaters zu ihr kam und ihr widerstrebend eine kalte und zitternde kleine Hand reichte, konnte sie auch sehen, daß er lahm war und den einen Fuß etwas nachzog.

Sie benahm sich indessen sehr gut, unterdrückte die Gefühle der Enttäuschung und fast Abneigung, die sie bei seinem Anblick beschleichen wollten, und ihn näher an sich ziehend, küßte sie ihn mitleidig und trugte mit sanfter Stimme:

„Wißt du mir ein wenig gut sein, kleiner Friedel? Ich hoffe, dich recht lieb zu geminnen, mein Kind.“

Friedel ließ den Kopf mit gleichgültiger Miene über sich ergehen, gab aber keine Antwort, so daß sein Vater, ungeduldig sagte:

„Nun, hast du kein freundliches Wort für deine Mutter?“

Das war zu viel. Friedel kämpfte schweigend mit sich und stieß dann mit unterdrückter Leidenschaft hervor: „Sie ist nicht meine Mutter, und ich werde sie niemals so nennen! Meine Mutter ist im Himmel!“

„Friedel, Friedel, sieh mich an,“ sprach sein Vater ernst. „Ich bin bereit, dir alle mögliche Rücksicht angedeihen zu lassen, aber ich verlange auch, daß du dich verständig beträgst. Deine arme Mutter starb, als du wenige Tage alt warst, du kannst dich ihrer also unumöglich erinnern, und es hat nicht den geringsten Sinn, uns eine derartige Scene zu machen. Diese Dame hat versprochen, dir eine Mutter zu sein — der Himmel weiß, wie sehr du einer solchen bedarfst! Wenn du artig und gehorsam bist, werden wir alle, davon bin ich überzeugt, sehr gute Freunde sein. Wenn aber nicht — merke wohl auf, was ich dir sage — so werde ich dich unbedingt von Hause fort in eine Schule schicken!“

„Fort von Hause?“ wiederholte Friedel, nach Aßhem ringend, „fort von — von Mutter's Grab?“

„Sei nicht thöricht,“ sagte sein Vater scharf, „und denke an das, was ich dir gesagt habe! Und nun komm, Dora, und laß mich dir die andern Räume zeigen. Wir wollen dieses eigensinnige Kind allein lassen, bis es vernünftig geworden ist — nicht wahr, mein kleiner Mann?“ und seine Hand im Vorübergehen auf Friedel's Schulter legend, zog er die junge Frau aus dem Zimmer.

Am diesem Abend weinte sich Friedel in den Schlaf. Er fühlte sich so einsam — so verlassen! Selbst die Amme war, gewonnen durch Frau Mendorff's freundliches Wesen, zum Feinde übergegangen, sie hatte ihn ermahnt, die neue Mama lieb zu haben, und ihn einen bösen Knaben gescholten, als er sich weigerte. Dann hatte sie das Licht gelöscht und war hinausgegangen, ihr allein lassend mit seinem Kummer.

Friedel's kleines Herz war voll zum Ueberfließen — jede Freundlichkeit, die man seiner „Andern“ erwies, empfand er als eine Ungerechtigkeit gegen seine eigene Mutter! Alle hatten sie vergessen; der Vater, die Freunde, die alten Diener, alle, außer ihrem kleinen Sohne, und der würde sie niemals vergessen! Aber gut wollte er sein — gut und seltsam, damit er in dem Hause bleiben konnte, in dem sie gewohnt, wo ihr Bild war! Wenigstens eine Person sollte da sein, die immer an sie dachte. Und mit diesem Vorlatze schlief er endlich ein.

Als er erwachte, leuchtete das Mondlicht durch das Zimmer und die Sterne schienen so schön am Himmel. War es denn noch nicht Morgen? Sicherlich hatte ihn jemand gerufen —

Friedel! Friedel!

Wer konnte es sein? — Die Stimme klang so süß! Hatte die Mutter sein Weinen gehört und war sie gekommen, ihn zu holen? Halb wachend, halb schlafend, lag er ganz still, dem Mondschein auf seinem Bett beobachtend und auf die Stimme horchend.

Da kam sie wieder — aber viele, fröhliche Stimmen schienen es zu sein —

„Friede! Friede! Frieden —“ rief es dicht unter seinem Fenster und nun schüttelte er den letzten Schlaf ab und erinnerte sich, daß ja heut Christabend sei, und daß die Kurrendeschüler ihr Jubel Lied sangen — sein Lied! Er schlüpfte aus dem Bett und zog die schweren Gardinen vom Fenster zurück. Wie köstlich sah es draußen aus! Der Mond warf seinen klaren Schein über den Thurm der kleinen Kirche und über die hohen alten Bäume im Park, daß sie ihre langen Schatten über den Platz vor dem Schlosse bis an die Terrasse warfen. Alles war so friedlich und ruhig, nur in dem Herzen des Kindes wohnte die Qual.

Große Thränen traten in seine Augen und rollten ihm die Wangen herab, diesmal nicht Thränen des Bornes und der Leidenschaft. Und als die Sängler geendet hatten, verließ er das Fenster und warf sich in seinem Bett unter dem Bilde der Mutter auf die Knie.

„Ich habe lange nicht meine Gebete gesagt,“ murmelte er und begann fast mechanisch: „Unser Vater, der du bist im Himmel —“ dann hielt er inne, ein schönes Licht glänzte in seinem Auge; „ich will Gott bitten, daß er es mich niemals vergessen laße, und seine Hände leicht ineinander schließend, betete er: „Unser Vater, der du bist im Himmel, lehre mich, meine neue Mama zu hassen, wie meine eigene liebe Mutter sie hassen würde.“ Hier brach er ab; kein anderer Gedanke war in seinem Gemüth, kein anderes Wort trat auf seine Lippen, und so endete er wie gewöhnlich: „in Ewigkeit, Amen.“

Dann preßte er seine Lippen auf das theure Antlitz, das ihm im Mondlicht so liebevoll zulächelte, und legte sich nieder, müde und kalt, aber unaussprechlich geröstet!

(Fortf. folgt.)

### Gute Zeitung.

**\* Schlittenrecht.** „Ist ein Divertissement und Zeit-Vertreib im Winter vor das Frauenzimmer, da sie sich von einem Mannsvolk auf einem einpännigen und mit allerhand Zierrathen ausgeputzten Renn- und Schellen-Schlitten entweder in der Stadt herum oder über Land führen und leiten lassen.“ So heißt es in Amaranthes Frauenzimmer-Lexikon von 1715, wieder erneuert von Alwin Schulz in seinem Buche „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts“ (Leipzig 1890). Mit lustigem Schneegestöber hat der Winter seinen Einzug gehalten. Der Stuber püßt sich aufs zierlichste und eilt zu seiner Schönen. Er macht eine artige Reverenz und beginnt: „Mademoiselle haben Dero Diener einmal verprochen, daß, wenn Schlittenbahn würde, mich so glücklich zu machen, und sich durch eine kleine Spazier- und Lustfahrt von mir bedienen zu lassen. Derowegen werden Sie bey jeziger guter Bahn Ihre gültige Parole halten, und mich dadurch zu allen Dienst-Begehrungen höchlich obligiren.“ Unter fröhlichem Gelächte sieht sich der glänzende Zug in Bewegung. Der gelakte Jüngling führt selbst die Zügel und hat hinter seiner Angebeteten Platz genommen. Es bietet sich ihm eine treffliche Gelegenheit, artige Bemerkungen anzubringen oder gar süße Bekennnisse in die Ohren zu flütern. Ja noch als Wirtelgoldener Preis stellte eine anmuthige Götze die ihm als Minnesold in Aussicht. „Mit dieser Lustbarkeit,“ heißt es in einer Lobrede auf die Schlittenfahrt (1745), nach einer Schilderung der „Leibz. B.“, „soll ein gewisses Recht verbunden seyn, welches von derselben, wenn die Schönen an solcher Lustbarkeit theilnehmen, untrennbar ist. Ich meyne das Schlittenrecht. Ich bin versichert, daß Sie Ihre Schöne, deren Bedienung Sie bey der Schlittenfahrt gewesen sind, unter dem Vorwande, daß Sie das Pferd durch Hülfe der seidenen Stricke regieren möchten, lange Zeit auf das zärtlichste umarmt, bei Auf- und Absteigen aber gar den Nestar der zärtlichsten Küsse geschmeckt haben. Und eben dadurch haben Sie sich des Schlittenrechts bedient. Ein Vergnügen haben Sie genossen, nach welchem Sie anker der Zeit der Schlittenfahrt meistens vergelichen schmechten und seuzen.“

**\* Ein vertrauensweckendes Blatt.** Das „Börtenblatt für den Deutschen Buchhandel“ schreibt: „Unter dem Titel „The universal book exchange for town and country, home and abroad“ erscheint seit kurzem in London, 23 Red Lion street, Holborn, ein Blatt zu dem augenscheinlichen Zwecke der Vermittlung des Bücherkaufes und -Tausches im Buchhandel. Aus dem Vorwort, in dem diese Absicht darzulegen wird, ist freilich, obwohl rücksichtsvoller Weise eine deutsche Uebersetzung gegeben wurde, dieser oder überhaupt irgend ein Sinn nicht zu schöpfen. Dasselbe bietet eine ganz verblüffende Ungeheuerlichkeit der Uebersetzungszunft und sei im nachstehenden hier wortgetreu wiedergegeben:

**WARUM WIR FERSCHIEINEN.** Der Buchhandel, welches heute unregelmässig entwickeln ist, sollen einzuverlässige, central, metropolitanische, zum eigenthümlichen Nothwendigkeiten gewidmet, wöchentliche Zeitung haben, welche, zu gleicher Zeit, schnell und sicher gegenseitige Gemeinschaft gibt. Die Herausgebern glauben, dass für ein Papier zu den Forderungen der Buchhändler und Verlagsbuchhändler ganz gewidmet, und besonders ein bequemes und sicher central Medium für die „Verkaufen“ und „Bedürfnisse“ hervorbringend, es gibt zu dieser Zeit eine weite Öffnung. The Universal Book Exchange, von eine Londonerr Firma, mit der Buchhandel während fünfzig Jahre vornehmlich zusammenhängend verhandelt, diese Lücke zu füllen ausgedehnt ist. Die ausländische Buchhändler wir wurden versprechen, dass alle Listen sorgfältig gedruckt werden. Als nur die quantität unterschreibt die Ausgabe vergüten kann, so die Herausgebern die innige Mitwirkung des Buchhandels vertrauensvoll auffordern; der glückliche Erfolg The Universal Book Exchange in Ihre Hände ganz bleibt.

**\* Auf der Insel Krakatau** ist eine neue Vegetation in der Bildung begriffen. Die Sunda-Insel Krakatau wurde bekanntlich im Jahre 1883 bei einem vulkanischen Ausbruch theils vom Meere verschlungen, theils mit Steinen, Bimsstein, Sand und Asche überhüttet. Das Pflanzenwachsthum war damit selbstverständlich völlig vernichtet. Inzwischen fand bereits drei Jahre später, nämlich 1886, D' Treub, der Leiter des botanischen Gartens in Buitenzorg bei Batavia, bei einem Besuche der Insel ein verhältnismäßig vorgeschrittenes Pflanzenwachsthum, wie aus einem von ihm veröffentlichten Berichte ersichtlich ist. D' Treub zählte nicht weniger als elf Gattungen und auch einzelne Pflanzen in Blüthe. Algen-Arten hatten bereits den Boden überzogen und so gleichsam das Gebehen der höheren Pflanzen vorbereitet. Da der vulkanische Ausbruch unzweifelhaft alle Samen und Pflanzensporen vernichtet hatte, so können die neu erschienenen Pflanzen ganz gewiß ihre Entstehung nur den Vögeln, dem Winde und der Meereströmungen verdankt haben, da die Insel unbesohnt und der Besuch derselben mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

**\* Eine Längstverschollene.** Auf dem Greenwood Friedhofe in New-York, einem der schönsten Begräbnisplätze in der Welt, befindet sich ein vermauertes Grab, überwachen mit würdevollem Anstrich und hohen Distein. Der veraltete Grabstein trägt die Inschrift: „Geweihet dem Andenken an Eliza Gilbert.“ Wenige Leute ahnen, daß unter dem Steine die Ueberreste der einst berühmten Lola Montez ruhen.

**\* Ein Undankbarer.** „Ich hab' kein Glück im Spiel und in der Liebe auch nicht!“ — „Abseufsch — du Undankbarer, hast eine so nette, brave Frau!“ — „Ja — in der Ehe hab' ich schon Glück — in der Liebe aber nie!“

**\* Im Konfektionsgeschäft.** Verkäufer: „Hier ist das verlangte Ende Spitze; kostet fünfzig Pfennig.“ — Dame: „Recht schön, aber bekomme ich denn kein Packet mit Puppenlappen zu?“ — Verkäufer: „Gewiß, hier steht schon das Kofli für Sie fertig gepackt, gnädige Frau. Es enthält für Sie ein Seidenkleid, für den Herrn Gemahl eine echte Meerchaumspize und für die lieben Kinder eine Kollektion verschiedener Spielwaaren.“ (Mf.)

**\* Aus der Schule** erzählt man: Als Aufsatzthema war gegeben: „Die Bläue des italienischen Himmels.“ Der Lehrer hatte den Jungen nahe gelegt, mit einer Ruhanwendung, einer Aufforderung ihre Betrachtung zu schließen. Und streu diesem Winkte schrieb ein Schüler zu guter Letzt: „Darum strebe auch du, o Jüngling, nach der Bläue des italienischen Himmels!“

### Wissenschaft. Kunst. Literatur.

?? Ergiebige Ausgrabungen werden, wie man uns aus Athen schreibt, gegenwärtig auf dem Blachfelde unweit der Feldbäckerei von der Regierung vorgenommen. Bis jetzt stieß man auf zwei klassische Statuen, von denen die eine — eine Frau — dem Zeitalter von Perikles entstammen soll. Die theilhaftigen Sachverständigen rechnen auf eine reiche Ausbeute.

— Kleine Theater-Nachrichten. Das Berliner Lessing-Theater hat ein vieraktiges Schauspiel „Eine Geldheirat“ von C. Karlweiz und G. Schwarzlopf (beide in Wien) zur Aufführung angenommen. Die Erstaufführung wird mit Jenny Groß in der Titelrolle Mitte Februar stattfinden.

**\* Die Lunge.** Ihre Pflege und Behandlung im gesunden und kranken Zustande. Nehst einem Abchnitt über Heiserkeit und ihre Heilung von D' Paul Niemeyer. Siebente Auflage, durchgegeben und nach des Verfassers Tode herausgegeben von D' Franz Karl Gerster, prakt. Arzt in München. Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen. (X und 266 Seiten.) Preis 2 M., in Leinwand gebunden 3 M. Verlag von F. J. Neuberger in Leipzig. Das Buch gewährt einen dankenswerthen Beitrag zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse über ein Organ unseres Körpers, durch dessen falschen Gebrauch eine große Anzahl von Menschen alljährlich dem Siechtum und Tode anheimfällt.

**\* Bei F. F. Schreiber,** Erbsingen bei Stuttgart ist soeben gerade noch für den Weihnachtstisch, Band II und III von Lothar Megendorfers humoristischen Blättern (a 3 M.) erschienen. Wer des Rüstlers unerhöflichen Humor, die drastische Komik seiner Zeichnungen kennt, die durch die Eigenart in Idee und Ausführung unwiderstehlich wirken, der wird nicht säumen, sich und den Seinen durch die Anschaffung der beiden reich und vornehm ausgestatteten Bände heitere Stunden zu bereiten, zumal alle Megendorferschen Sachen, weit entfernt von Trivialität oder Lascivität, eine durch und durch gesunde Speise für Kinder sind.

**\* Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert** von Berthold Holz. Fünfte und sechste (Schluß-) Abtheilung. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer, 1890. Jede Abtheilung 1 M.

**\* Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.** In Neudruck herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 34 — 38: Sämmtliche Poetische Werke von F. B. U. Stuttgart, G. F. Göschen'sche Verlagshandlung, 1890.

**\* Gunhild.** Ein Heldenepos von Gustav Raftrop, brosch. 3 M., geb. 4 M. Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag.

**\* Meine Beziehungen zu Robert Hamerling** und dessen Briefe an mich. Von Albert Müser. Berlin, Verlag von Hans Küsteröder, 1890.

**\* Geschichten von der Straße** von Gustav Morgenstern. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Rung).

**\* Wort und Ton, Bild** aus dem Künstlerleben von Oskar Daehnert. Leipzig, Verlag von Albert Müller, 1890. Preis ungebunden 0.60 M.

